

GERT SCHRAMM

*Wer hat Angst  
vorm  
schwarzen  
Mann*

MEIN LEBEN IN  
DEUTSCHLAND



aufbau



# I

Ich denke nicht oft an meine Kindheit. Vielleicht hat das damit zu tun, dass ich nicht in der Vergangenheit lebe und mit vielem abgeschlossen habe. Trotzdem möchte ich von Menschen, Orten, Begebenheiten und Erlebnissen erzählen, die mich geprägt haben – guten und weniger guten.

Ich wurde am 25. November 1928 in Erfurt geboren. Von meinem Vater weiß ich leider sehr wenig: Er hieß Jack Brankson, stammte aus Kalifornien, hatte kubanische Vorfahren und war im Stahlhochbau tätig. Um 1927 herum kam er für den Bau einer Eisenbahnbrücke als Vertragsarbeiter einer amerikanischen Firma nach Erfurt. Etwa zwei Jahre muss er sich in der Stadt aufgehalten haben. Wo er dort wohnte, wie man ihm als schwarzem Mann begegnete, ob er Freunde hatte oder eher ein Einzelgänger war, darüber kann ich nicht mal spekulieren. Bestimmt kannte er sich im Lauf der Zeit in Erfurt aus und hatte ein Leben neben der Arbeit auf dem Bau. Eines Tages tauchte er nämlich in der Maß- und Konfektionsschneiderei meines Großvaters Kurt Schramm auf. Dessen Geschäft befand sich in einem zweigeschossigen Haus am Nettelbeckufer in Erfurt Nord. Parterre führte damals die alte Frau Schrenk noch ihren kleinen Lebensmittelladen. Im ersten Stock hatte mein Großvater seine Schneiderwerkstatt und ein Lager für Stoffe und Nähmaterialien eingerichtet. Im Stockwerk darüber wohnte er mit seiner zweiten Frau und seiner Tochter Marianne aus erster Ehe, meiner Mutter.

Kurt Schramm war ein kleiner, etwas rundlicher und sehr pingeliger Mann, ein bürgerlich-konservativer Typ. Die Wohnung war geräumig und gediegen möbliert. Seine Ehefrau Hedwig stammte aus der Umgebung von Breslau. Sie kümmerte sich um den Haushalt, legte Wert auf gesellschaftliches Ansehen und spielte gern die feine Dame. Zu Großvaters Kundschaft gehörten vorwiegend Geschäftsleute und Angestellte. Offenbar schätzte mein Vater Qualitätsarbeit und konnte sich einen von Hand gefertigten Anzug leisten. Großvater nahm bei ihm Maß; meine Mutter, die nach der Schneiderlehre im Geschäft mitarbeitete, schrieb die Angaben auf. So sind sich meine Eltern begegnet. Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein.

Was sich zwischen beiden abspielte, hat mein Großvater wahrscheinlich erst später bemerkt. Es war in der Familie nicht üblich, große Gefühle zu zeigen oder darüber zu reden. Opa Kurt hatte sich für seine Tochter gewiss keinen Schwarzen als Partner gewünscht, aber als ich auf der Welt war, rissen sich die Großeltern förmlich um mich.

Nach Ablauf seines Arbeitsvertrages ging mein Vater in die USA zurück. Daher verbrachte ich das erste Lebensjahr mit meiner Mutter in der Wohnung über der Schneiderwerkstatt. Wie ich aus Erzählungen weiß, wurde ich sehr verwöhnt. Ich hatte das große Glück, zwei »Paar« Großeltern zu haben. Die Eltern meiner Mutter hatten sich Jahre zuvor scheiden lassen und beide wieder geheiratet. Manche ehemalige Eheleute gehen sich nach der Trennung aus dem Weg oder bekriegen sich sogar. Bei uns war das anders. Es gab weder Eifersüchteleien noch Zwistigkeiten. Beide Familien verstanden sich miteinander und sahen zu, dass es vor allen Dingen mir an nichts fehlte.

In der Weltwirtschaftskrise liefen die Geschäfte schlecht, und das Geld wurde knapp. Eine junge Frau mit einem unehelichen Kind war nicht gut angesehen und kam noch schwerer über die Runden als andere. Von den Sorgen der Erwachsenen spürte ich nichts. Nachdem meine Mutter in Langensalza eine Stelle als Schneiderin gefunden hatte, zog sie mit mir dorthin um. Es war für sie unmöglich, sich so um mich zu kümmern, wie sie es gern getan hätte. Vielleicht kann man sich heute nicht mehr vorstellen, was es damals für eine junge Frau mit Kind hieß, ganz auf sich gestellt zu sein. Die Familie hat sie weiter unterstützt, aber ihr Vater lebte fünfunddreißig Kilometer entfernt in Erfurt, ihre Mutter zwanzig Kilometer entfernt in Witterda. Immer hin- und herzufahren war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen ausgeschlossen. Ein Kind muss darauf vertrauen, dass Entscheidungen zu seinem Besten gefällt werden. Als meine Mutter wieder einmal in Witterda auf Besuch war, beschloss sie schweren Herzens, dass ich von nun an bei meiner Großmutter bleiben sollte. Ich war damals vier Jahre alt.

Witterda war ein erzkatholisches Tausend-Seelen-Dorf, malerisch an der Fahnerschen Höhe gelegen, mit alteingesessenen Bauernhöfen und einer langen Tradition im Obstanbau. Meine Großmutter, Johanna Piel, besaß dort eine kleine Landwirtschaft mit einer Süßkirschenplantage. Unter den alten Kirschbäumen zog sie Kartoffeln, Rüben und allerlei Gemüse, vor allem Spargel. Obst und Gemüse wird immer gekauft, daher hatte sie selbst in Krisenzeiten verhältnismäßig sichere Einkünfte und galt als ein bisschen betucht.

Großmutter Johanna war eine resolute und eigensinnige, aber sehr gerechte Frau. Sie musste hart arbeiten.

Bei Sonnenaufgang fuhr sie mit ihrem Pferdegespann aufs Feld, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hatte ein oder zwei Tagelöhner, zum Spargelstechen und Kirschenpflücken stellte sie mehr Helfer an. In guten Jahren galt es bis zu 120 Zentner Süßkirschen und dreißig Zentner Spargel zu ernten und zu verkaufen. Für den Hausgebrauch wurde ein Schwein geschlachtet, Schinken und Wurst räucherte Großmutter selbst. Ihr Vorratskeller war stets gut bestückt mit Eingewecktem und Obst und Gemüse. Meine Großmutter hielt zusammen, was es zusammenzuhalten gab, jeden Pfennig drehte sie dreimal um. Ihre Einnahmen brachte sie nicht auf die Bank. »Die bescheißen mich sowieso«, sagte sie immer – wahrscheinlich hatte sie Recht. Zwischen den Seiten ihrer Bibel waren die Geldscheine ihrer Meinung nach besser aufgehoben.

Meine Großeltern gehörten zur evangelischen Minderheit im Ort, für die einige Jahrzehnte zuvor eine kleine Kapelle im Unterdorf gebaut worden war. Großmutter haushälterische Maßnahmen gingen so weit, dass sie aus der Kirche austrat. Weil sie keine Gottesdienste besuchte und an religiösen Aktivitäten generell wenig interessiert war, wollte sie keine Kirchensteuer oder Kollekte entrichten. »Ich gehe nicht in die Kirche! Und die, die dahin gehen und alles dreckig latschen, sollen das gefälligst auch bezahlen!«

Großmutter Johanna und ihr zweiter Ehemann, Opa Werner, waren vom Charakter her sehr verschieden, kamen aber gut miteinander aus. Opa Werner hatte als gelernter Drogist lange ein eigenes Geschäft in Langensalza geführt. Vermutlich weil es wie viele andere wegen der schlechten Wirtschaftslage pleiteging, ließen er und meine Großmutter sich in Witterda nieder. Aus Opa Werner

wurde jedoch nie ein Bauer. Er arbeitete als Dekorateur für den Sunlicht-Konzern, der unter anderem Seife und Waschmittel herstellte. Regelmäßig fuhr er mit einem Lieferwagen der Firma die Vertriebsfilialen an und gestaltete die Schaufenster neu.

Anfang der dreißiger Jahre war ein Auto auf dem Land fast noch eine Attraktion. Bei uns im Dorf gab es neben Großvaters Firmenwagen noch drei: Pfarrer Heinrich und Bäcker Siering besaßen einen privaten Pkw und der Vater meines Schulfreundes Ewald Köhler einen Laster, mit dem er die Milch von den Bauernhöfen in die Molkerei brachte und Großtransporte erledigte. Seit ich fünf, sechs Jahre alt war, nahm Großvater mich öfter auf seine Touren mit. Es machte mir einen Heidenspaß, neben ihm im Fahrerhäuschen zu sitzen, den Motor tuckern zu hören und in die Landschaft zu schauen. Wir kamen viel herum, so dass am Auto öfter Reparaturen anfielen. Im Bauen und Besseln war Opa Werner ein großer Experte, und ich durfte ihm dabei helfen. Alles, was rollte oder sich drehte, interessierte mich von klein auf brennend. Ich baute meine Spielzeugautos auseinander und wieder zusammen, weil ich herausfinden wollte, wie sie funktionierten. Dieses Faible gefiel Opa Werner. Er hat mein technisches Geschick früh erkannt und gefördert. Werkelte er am Lieferwagen herum, suchte ich ihm die Schraubenschlüssel heraus. Ich wusste schon als Sechsjähriger, was ein »Vierzehner«, ein »Siebzehner« oder ein »Neunzehner« ist oder dass es bestimmte Schlüsselgrößen in Deutschland nicht gab, weil man hierzulande das metrische und in England das Whitworthgewinde benutzte und sich dementsprechend die Schraubenköpfe voneinander unterschieden.

Nur wenn mein Geburtstag und Weihnachten nahten, durfte ich ihm nicht zur Hand gehen. Schon ein paar Mo-